

Kritische Bemerkungen zu B. Kromers Abhandlung „Die Urbildkreise der Sprache“

Von Dr. W. Wilbrand, Siegburg

Wer sich mit den Problemen der Sprachgeschichte etwas vertraut gemacht hat, wird zu dem Aufsatz von B. Kromer in MR 1939 S. 214 ff. verschiedene Bedenken äußern müssen. Schon die Tatsache, daß fast ohne jede Beziehung zur vorhandenen wissenschaftlichen Literatur ein so schwieriges Thema durchgeführt wird, ist ein Mangel. Sozusagen als einziger Gewährsmann wird ein gewisser Wadler ohne Angabe von Ort und Zeit seines Werkes „Turm“ erwähnt. Was aus Wadler angeführt wird, klingt sehr merkwürdig: „Die Dinge sind gar nicht so eindeutig, wie Abstraktlinge wähnen, sondern mehrdeutig: nicht eine Eigenschaft der Dinge, sondern mehrere zugleich kann das Wort ausdrücken“ (S. 216), — eine Voraussetzung, die in dieser Form heute kein Sprachwissenschaftler anerkennt.

Doch gehen wir näher auf die Behauptungen des Verfassers ein. Wir hörten soeben, wie wenig ihm die „Abstraktlinge“ behagen, er muß aber selbst zugeben, daß es ohne Abstraktion bei der wissenschaftlichen Arbeit nicht geht (S. 215). Er meint, das christliche Altertum und auch das Mittelalter habe einiges von den Hintergründen der Sprache geahnt, wir aber hätten das Wissen um sie fast gänzlich verloren. Dazu sei angemerkt, daß eine eigentliche Sprachwissenschaft weder im Altertum noch im Mittelalter bekannt ist; sie setzt erst ein mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Ja, man darf sagen, daß F. Bopp im Jahre 1816 den Grund zur wissenschaftlichen Behandlung der Sprachen legte, als er sein kleines Buch über das Konjugationssystem der Sanskritsprache veröffentlichte, die er in Vergleich mit der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache setzte. Wer eine kurze, volkstümlich gehaltene Einführung in die Fragen der indogermanischen Sprachwissenschaft wünscht, greife zu dem Büchlein von P. Kretschmer, Die indogermanischen Sprachen (Göttingen 1925, 61 S.).

An den Beginn seiner Ausführungen stellt Kromer einige Bemerkungen über orientalische Priesterweisheit, die in den Alt Sprachen wie in den sog. Primitivsprachen weiterlebe, ja selbst in unserer Sprache noch weiterklingen soll. Wie will Kromer einen solchen Beweis führen? Wie denkt er sich z. B. die Verbindung der altorientalischen Priesterweisheit zu den sog. Primitivsprachen? Doch sehen wir uns diese altorientalische Priesterweisheit näher an.

Den ersten Satz: „Die sichtbare Form eines Dinges entspricht vollwertig seinem Wesen“ wollen wir den Philosophen zur Begutachtung überlassen, da er ja die Sprachwissenschaft nicht eigentlich angeht. Für uns ist der zweite Satz wichtiger: „Die Wortreihen und Sprachkategorien sind aufgebaut nach äußeren Formkriterien der Dinge, die sie bezeichnen“. Ich stelle diesem Satze die Anschauung eines heutigen Sprachwissenschaftlers, des Rostocker Professors H. Güntert, entgegen, der sich in dem ausgezeichneten Buche „Grundlagen der Sprachwissenschaft“ (Wissenschaft und Bildung Nr. 210, Leipzig 1925) über die heute zur Erörterung stehenden Fragen der Sprachwissenschaft klar

und gemeinverständlich äußert¹. Was Sprache ist, bestimmt er S. 9 folgendermaßen: „Die Sprache ist ein allgemein üblich gewordenes, sinnliches Ausdruckssystem von Zeichen und Symbolen, die sich nach Bedarf mechanisch hin- und herschieben lassen, eine Art von Bedeutungsmechanismus; die einzelnen Worte sind nur willkürlich gewählte, aber dann objektiv gewordene Marken und Klangzeichen zum Ausdruck von Gefühlen, Vorstellungen und Begriffen; erst war der Begriff durch geistige Arbeit erzeugt, dann wurde er mit Geräuschen und Klängen, die von den Sprachwerkzeugen hervorgebracht werden, fest assoziiert, so daß er nicht jedesmal wieder von neuem durch Nachdenken gewonnen werden muß“. Es ist demnach so, daß z. B. das Lautgebilde „Mensch“ nur ein Symbol, eine Marke, ein andeutendes Zeichen für den Begriff Mensch ist. Warum nun in der Sprache der Begriff gerade dieses und kein anderes lautliches Zeichen gefunden hat, das zu erörtern ist gewiß eine wichtige Frage der Forschung, aber eins steht fest, daß beides nicht von Natur aus zusammengehört oder zusammenfällt. Als Analogie zieht Güntert mit Recht die Schrift heran. „Die einzelnen Buchstaben sind Zeichen für Laute, geschriebene Wörter und Sätze sind Zeichen und Symbole für die gesprochenen, aber ein innerer, von der Natur gegebener Zusammenhang besteht zwischen Buchstaben und gesprochenem Wort ebensowenig, wie zwischen Wörtern und den durch sie veranschaulichten Begriffen. Dies zeigt wieder die Verschiedenheit der Schriftarten; ob ich ein Wort mit lateinischen, deutschen, griechischen Buchstaben schreibe, ob ich es in verschiedenen Systemen stenographiere, ist ganz gleichgültig. Stets ist die Schrift nur ein willkürliches Ausdruckszeichen für die gesprochene Rede“ (S. 11).

Nun haben wir alle eine Frage auf dem Herzen, die schon den alten Lessing gequält hat, wenn er im 47. Brief antiquarischen Inhaltes schreibt: „Mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dies Ding heißt; ich möchte sehr oft auch wissen, warum dies Ding so und nicht anders heißt“. Aber diese Frage kann nur durch eine Geschichte der Wortformen beantwortet werden. Man sollte ja zunächst erwarten, daß eine Sprache unverändert durch die Jahrhunderte weitergegeben würde, aber bekanntlich ist das nicht der Fall. Die Veränderung erfolgt nach bestimmten Lautgesetzen, um deren Festlegung und Anwendung sich die Sprachwissenschaft aufs eifrigste bemüht. Und hier erhebt sich eine methodische Forderung, die dem Sprachwissenschaftler in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß man eine Wortvergleiche nicht nach dem äußeren Klang der Wörter vornehmen darf, der oft trügt und ganz zufällig ist. Ich gebe hier wieder Güntert das Wort: „Der schlimmste Feind der Wortvergleiche ist der äußere Anklang der Worte, dem der Verächter der „Lautgesetze“ vollkommen preisgeben ist. Aber solche Anklänge trügen häufig und sind oft ganz zufällig. Das englische Wort ewe (gespr. jū) „Mutterschaf“ hat nichts zu schaffen mit ungarisch juh (gespr. ju) „Schaf“; in der Sprache der Pueblo-Indianer heißt penta „fünf“, ohne daß dabei an einen Zu-

¹ Ich möchte dieses Buch allen Missionaren, die sich für die Fragen der Sprachwissenschaft interessieren — hoffentlich sind es viele, die damit eine schöne missionarische Tradition fortsetzen — recht empfehlen. Als Einführung kenne ich kein besseres.

sammenhang mit den griech. *pente* zu denken wäre. Es walten keinerlei historische Beziehungen zwischen so ähnlich klingenden Wörtern wie engl. *bad* „schlecht“ und neupers. *bad* „schlecht“ — samojedisch *wind* „Seele, Hauch“: nhd. *Wind* — ahd. *ilico* „eilig“: lat. *ilico*, „sofort“ — engl. *much* „viel“: span. *mucho* „viel“ usw. (S. 18).

Gegen diese Grundforderung der Sprachwissenschaft verstoßen durchweg die zahlreichen Etymologien Kromers. S. 21 A. 4 werden als gleichwertig hingestellt lat. *GUL-a* Kehle; (H)AL-v-us Schoß und Coel-um Himmel. Zunächst eine Frage: Mit welchem Recht fügt Kromer dem lat. *Worte* *alvus* ein *H* hinzu? Irgendwelche Gründe wüßte Kromer aus der Geschichte des Wortes kaum beizubringen. Die Sprachwissenschaftler hat dieses Wort besonders interessiert; vgl. die eingehende Behandlung bei A. Walde, *Lat. etymol. Wörterbuch*, 2. Aufl., Leipzig 1910, S. 30. Ich finde aber keinen, der es gewagt hätte, dem *Worte* ohne Begründung ein *H* vorzusetzen. Das lat. *caelum* bringen die Sprachwissenschaftler mit * *caid-lom* zusammen, das soviel wie heiterer Himmel bedeutet, sie erinnern an das altnord. *heidr*, klar, unbewölkt, demgegenüber stellen sie das Wort *gula* zu der idg. Stammsilbe *gel* = verschlingen (Walde a. a. O. S. 355). In derselben Anmerkung ist gr. *KOIL-i-a*, Schoss. mit *HEL-i-os* zusammengebracht. Nun geht der Stamm *KOIL* zurück auf * *κοFίλος*, wie das lat. *cavus* erkennen läßt. Das gr. *ήλιος* (hom. *ήέλιος*) lautete ursprünglich * *σαFελίος*, damit entspricht es dem lat. *sol* aus * *sāvōl*, got. *savil* aus einer indogermanischen Wurzel *saw*, die „leuchten“ bedeutet. Diesen durch sprachgeschichtliche Forschung festgestellten Etymologien gegenüber erscheinen die Etymologien Kromers als ganz willkürlich. Das Gleiche ließe sich an den S. 221 A. 13 zusammengestellten Wortgruppen leicht nachweisen, aber es genügt hier, das Grundsätzliche herauszustellen.

Aber sollte denn gar keine Beziehung zwischen Wortkörper und Wortbedeutung bestehen? Gewiß, bei einer Klasse von Wörtern, die aber nicht sehr umfangreich ist, wird diese Beziehung allgemein anerkannt, bei den sog. schallnachahmenden Wörtern. Sonst gilt das Wort Günterts: „Daß das Wort gerade die und keine andere Bedeutung besitzt, ist lediglich das Ergebnis der historischen Entwicklung, der ununterbrochenen Tradition von Geschlecht zu Geschlecht, aber nicht durch die Gestalt des Wortkörpers bedingt. Wenn „*laus*“ im Deutschen ein Insekt, im Lat. das Lob bedeutet, wenn das deutsche „*kalt*“ das Gegenteil von ital. *caldo* besagt, so ist der Wortkörper an dieser Bedeutung völlig unbeteiligt, wie ja umgekehrt derselbe Sinn in den verschiedenen Sprachen meist durch Wörter ganz verschiedener Lautgestalt wiedergegeben wird“ (S. 39).

Im Lichte dieser Erkenntnis bestreiten wir auch den 3. Satz Kromers: „Wortverwandte Dinge stehen als wesensverwandt in einem besonders engen Verhältnis zueinander“. Wie soll man sich das vorstellen, daß wortverwandte Dinge wesensverwandt sind? Will Kromer damit sagen, daß z. B. Wörter wie *Licht*, *Leuchte*, *Lohe*, *Luchs* (von den Etymologen zu der Wurzel *luh* ang. *luxan* gestellt, vielleicht von den leuchtenden Augen des Luchses) miteinander verwandt sind, weil in ihnen eine Wurzel zugrunde liegt, die „leuchten“ bedeutet, so ist damit nichts Besonderes ausgesagt. Wichtiger ist, was die Sprachwissenschaftler zu einer solchen Beobachtung bemerken. Sie weisen darauf hin, daß ein Objekt danach benannt wurde, daß eine charakteristische

Eigenschaft des Objektes ausgewählt wurde, um es dann vollständig damit zu bezeichnen. Güntert führt S. 67 das altgermanische Wort für Mensch, ahd. gomo, got. guma, an, was mit dem lat. humus = Erdboden verwandt ist. Es bedeutet also „der Irdische“, augenscheinlich im Gegensatz zu den Göttern. Aber zu behaupten, wortverwandte Dinge wie humus, homo und gomo seien auch wesensverwandt, geht doch nicht an.

Eine Zeichnung auf S. 223 bringt die christliche Ordnung der Urbildkreise zur Darstellung. Das sieht fast so aus, als ob das Christentum nun auch sprachlich ganz neue Voraussetzungen geschaffen habe. Aber ebensowenig wie Christus und das Christentum das Physiologische und Psychologische der Menschen geändert haben, haben sie die Sprache geändert. Sie ist genau so etwas Natürliches im Menschen, wie es andere Vorgänge sind. Ein griechischer Heide des 1. Jahrhunderts hat sich keiner anderen Sprache bedient als die Evangelisten und die Apostel. Daß das Christentum in anderer Weise die Sprache bereichert hat, daß durch das Mittel der Sprache die christliche Begriffswelt aufgebaut werden konnte, wird keiner bestreiten, aber dieser Punkt steht hier nicht zur Debatte.

Mitteilungen und Anregungen aus den Missionen

Die Bekehrung der Vornehmen und Gebildeten in China

Wenn wir die Missionsgeschichte Chinas der letzten Jahrhunderte durchgehen, muß es uns auffallen, daß, einige ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, die katholische Kirche ihre Bekehrungen fast nur unter der armen Landbevölkerung machte. Abgesehen davon, daß im allgemeinen zuerst den Armen das Evangelium gepredigt wird und aus begreiflichen Gründen bei diesen auch leichter Aufnahme findet, sind ganz besonders hier in China Hindernisse und Schwierigkeiten vorhanden, an die ein auswärtstehender gar nicht denkt. Dies im Interesse der Mission darzulegen, mögen die folgenden Ausführungen dienen. Da der Verfasser bereits 30 Jahre als Missionar in China tätig ist und augenblicklich mitten in der Praxis solchen Schwierigkeiten und Hindernissen begegnet, greife ich hinein ins Menschenleben und bringe im Folgenden nur persönlich Erlebtes.

Eben stellt sich eine vornehme Witwe im Alter von 35 Jahren aus der nahen Stadt Tsining vor, in der Absicht sich hier auf die hl. Taufe vorzubereiten. Sie war die zweite Frau eines reichen Notabeln. Als solche konnte sie nicht getauft werden; nun ist sie frei, da ihr Mann gestorben. Als ich sie heute prüfte, fand ich sie gut unterrichtet. Wie kam sie überhaupt zum Christentum? Vor einem Jahre fand sie sich unter unseren Flüchtlingen und machte Bekanntschaft, schloß Freundschaft mit einer gut katholischen vornehmen Witwe, die auch vor einigen Jahren erst das Christentum kennengelernt hatte. Durch diese belehrt und bekehrt, fand sie während ihres unfreiwilligen Aufenthaltes hier im Flüchtlingslager den Weg zum wahren Glauben. Im März dieses Jahres lud sie mich mit anderen vornehmen Gästen zu Tisch in der Absicht, sich dankbar zu erzeigen, mehr mit dem Missionar in Verbindung zu treten, ihre Familie und einige Vornehme mit dem Missionar